

Vor einigen Tagen habe ich einen Indianer kennengelernt. Als Kind hatte ich selbstverständlich immer den Wunsch, einer Rothaut zu begegnen. Aber es gab in unserem Land keine Indianer, und sie waren auch wohl nicht bereit, aus Amerika herüberzukommen und bei uns im Zirkus aufzutreten als Büffelreiter oder Feuerspucker oder was.

Mein Indianer war kein richtiger Indianer, ich meine was die Rasse angeht, sondern er war ein Deutscher, der beschlossen hatte, Indianer zu sein, und es war ihm in gewisser Hinsicht gelungen. Er wurde dort, wo er jetzt wohnte, nämlich in Westdeutschland, ebenso beargwöhnt wie in seiner Heimat.

Dieser Mann, dem ich von Freunden ein Geschenk übergeben sollte, war schwer zu finden gewesen. Niemand kannte das Haus. Ich wollte schon aufgeben, als ich vor dem Tresen einer Gastwirtschaft den in diesem Bezirk zuständigen Postzusteller traf. Er beschrieb mir den Weg und fügte hinzu: "Ein Verrückter, der sich wie ein Indianer vorkommt. Stellen Sie sich vor: Stirnband mit Feder am Hinterkopf. Die Nachbarn fürchten ihn und rufen die Polizei an, wenn er sich sehen läßt."

Der Mann mit dem Stirnband und der Feder am Hinterkopf wohnte in einem einsam gelegenen, verwahrlosten Fachwerkhaus, das die Leute hierzulande Kotten nennen, und rings um das Haus blühten Apfelbäume. Ich überreichte das Geschenk und wurde zu einer Tasse Tee eingeladen. Das Mobilar der Wohnung war ärmlich. Aber auf Regalen aus rohem Holz lagerte eine Bibliothek in englischer und französischer Sprache über die Indianer Nordamerikas und Kanadas, die ihren Wert hatte, und auf dem Fußboden lagen Stapel von Zeitschriften und Zeitungen umher. An die Wände waren Plakate und Fotografien geheftet, die Indianer darstellten, und sie sahen alle miteinander wie Menschen aus, die müde oder traurig oder unglücklich sind, und zu einigen Köpfen gehörten Fahndungsanzeigen der Polizei.

"Was haben sie verbrochen?" fragte ich.

"Verbrochen? Naja. Sie haben sich dagegen gewehrt, daß man ihnen Land wegnahm, um darauf eine Autobahn zu bauen. Sie haben Maschinen zerstört und Benzinlager angesteckt, und es gab eine Prügelei mit Polizisten."

Der Tee war vorzüglich, und der Mann, der ihn zubereitet hatte, mochte etwa fünfunddreißig Jahre alt sein. Er hatte zehn Jahre mit Indianern zusammen gehaust, er hatte sie in ihrer Umgebung gemalt und fotografiert und alles aufgeschrieben; was er mit ihnen erlebt hatte. Daraus war ein Buch geworden, das bereits in dritter Auflage vorlag. Ein neues Buch sollte hier im Kotten entstehen.

Er selbst, der Mann mit der Adlerfeder, war der Sohn eines Landarbeiters aus einem Ort in Schlesien, der heute polnisch ist. Er hatte in West-Berlin studiert, einen akademischen Titel erworben und sich aufgemacht, um über die Probleme der Indianer zu berichten. Ein normaler wissenschaftlicher Vorgang also, der Verzicht auf Wohlstand voraussetzte und sogar Risiko einschloß, Engagement für eine ange-

feindete Minderheit, Forschungsarbeit für ein internationales Institut, das sich <sup>25</sup> um jene Welt kümmert, die wir die "dritte" nennen.

Ich erwähnte den Postzusteller, der gesagt hatte, die Nachbarn fürchteten ihn und würden die Polizei benachrichtigen, wenn er sich im Dorf blicken ließe.

"Ja, das tun sie", antwortete er, "aber die Polizei steht auf meiner Seite. Wir sind schließlich Christen und leben in einem freien Land. Aber es ist wahr, daß ich in diesem Haus von Männern mit Jagdgewehren bedroht worden bin. Sie verlangen, daß ich 'abhaue'. In ihrem Blickfeld hängt das Auftreten von Zigeunern - und ich bin einer - eng mit Diebstahl und Brandstiftung zusammen, und vielleicht sogar mit der Entführung von Kleinkindern. In ihren Köpfen spuken uralte Vorurteile."

Er nahm das Stirnband ab und glättete liebevoll die Feder, die aus der Schwinge eines Adlers stammte, der in den Rocky Mountains König der Lüfte gewesen war. "Als ich einmal auf einem Schützenfest war", fuhr er fort, "sind sie johlend hinter mir hergezogen, und vielleicht liegt alles nur daran, daß ich dieses Stirnband trage. Es ist eine Auszeichnung, auf die ich stolz bin. Der Häuptling des Stammes, in deren Mitte ich gelebt habe, hat es vor mir getragen."

Ich nahm das Band, das aus weichem Hirschleder bestand, in die Hand und ließ mir die eingestickten Schriftzeichen erklären, Symbole, die Tapferkeit, Treue, Mut, Anstand und Ehre ausdrückten.

In der Tat, dieser Schriftsteller, der heute ebensogut Landarbeiter in einem polnischen Dorf hätte sein können, besaß mit seinem langen dunklen Haar und dem Lederband um den Schädel auffallende Ähnlichkeit mit einem Indianer. Er hatte in seinem Gehabe, in Schritt, Sprechweise und in der Art, wie er einen anblickte, dieses vorsichtig Abwägende, Zögernde, Prüfende angenommen, das Indianer kennzeichnen mag. Es war nun einmal sein Tick, seine Masche, seine Überzeugung, daß jemand, der über Indianer schreibt, auch so aussehen sollte wie ein Indianer.

"Zur Zeit läuft in Westdeutschland eine Ausstellung mit meinen Zeichnungen und Fotografien", sagte er. "Ich versuche Geld zu machen, denn ich will für die Indianer eine Schule bauen. Wenn mein Buch fertig ist, fliege ich zurück nach Kanada. Meine...", er zögerte einen Augenblick, "... meine Brüder warten auf mich."

---.---.---

(69 Zeilen)

Beleg und Honorar bitte senden an

Michaela Niebel, Schwabenstraße 47, 7036 Schönaich

FS Stuttgart 87808 - 700. Dankkonto: Schönaicher Bank 2520 001